

# UMSCHAU

## Die Tragödie Jochen Kleppers

Die große Klepper-Biographie, die Rita Thalmann kürzlich vorgelegt hat<sup>1</sup>, zählt außer den beiden Arbeiten von Ernst G. Riemschneider, einem in den Vereinigten Staaten lehrenden deutschen Germanisten (Jochen Klepper, Briefwechsel 1925–1942, Stuttgart 1973; außerdem die Dokumentation „Der Fall Klepper“, Stuttgart 1975) zu den wichtigsten Veröffentlichungen über den Dichter. Die Vita Kleppers wird von den Anfängen im Beutheiner Pfarrhaus bis zum tragischen Ende mit ungewöhnlicher Sorgfalt und Teilnahme dargestellt; dabei standen auch unveröffentlichte Manuskripte aus dem Nachlaß zur Verfügung, die Hildegard Klepper, die Schwester, in Berlin-Nicolassee verwaltet.

Diese Lebensgeschichte, vierzig Jahre umfassend (1903–1942), ist aus einer Fülle von Ereignissen, Daten, Namen komponiert. Man wird bei der Lektüre noch einmal vom Atem der Geschehnisse gestreift, jeder historische Abstand stürzt ein, wir fühlen uns in das Kleppersche Schicksal förmlich verstrickt.

Man muß das Thalmannsche Buch unter verschiedenen Aspekten lesen: politischen, religiösen, literarischen. Bei der politischen und religiösen Bewertung gibt es Differenzen, zumindest (um mich behutsam auszudrücken) unterschiedliche Nuancen des Urteils. Der literarische Rang der Biographie dagegen entzieht sich jeder Kritik, es handelt sich um eine Arbeit, die in ihrer Einfühlung und Intensität dem außergewöhnlichen Schicksal gewachsen ist, dessen Darstellung sie sich vorgenommen hat. Ich würde nicht zögern, dies Buch den großen Monographien von André Maurois zur Seite zu stellen, wenn nicht gelegentlich eine Art ideologischer Zeigefinger zum Vorschein käme und diese Bewunderung beeinträchtigte.

Bleiben wir zunächst bei den Vorzügen des Werks. Sie bestehen vor allen Dingen darin, daß sich die Autorin bemüht, sine ira et studio

zu schreiben, wie sie versichert – was ihr auch im wesentlichen gelungen ist. Sie stilisiert Klepper nicht zum Märtyrer, zum Opfer einer dämonischen Umwelt (das Prädikat „dämonisch“ ist hier besonders verführerisch), aber sie zeigt sich noch viel weniger bereit, Klepper der politischen Vorurteilslosigkeit und Hörigkeit zu verdächtigen, wie es der Schweizer Kritiker R. J. Humm vor zwanzig Jahren („Ein deutsches Schaf“) getan hat. Es muß nicht eigens vermerkt werden, daß Thalmann sich auch nachdrücklich von jener Kritik distanziert, die man immer wieder am Freitod der Klepperschen Familie geübt hat.

Die Verfasserin, 1926 geboren, Tochter jüdischer Emigranten, besitzt schon aufgrund ihrer eigenen Vergangenheit ein unmittelbares Verhältnis zum Schicksal Jochen Kleppers und der Seinen. Daher sind dies die Partien des Buchs, die sich unvergeßlich einprägen, ohne Polemik, fast sachlich vorgetragen: die Partien, in denen der wachsende Antisemitismus des Dritten Reichs dargestellt wird. Wie sich der Ring des Verhängnisses um Kleppers Familie schließt (Klepper hatte die jüdische Witwe eines ebenfalls jüdischen Anwalts geheiratet, die zwei Töchter mit in die Ehe brachte), verfolgt man mit äußerster Betroffenheit. Bis heute noch kann man diesen Antisemitismus nicht erklären, er grenzt an Besessenheit, ist etwas Irrationales, eine selbstzerstörerische Verblendung von ungeheuerlichem Ausmaß. Wie anders kann man die Sätze von Goebbels interpretieren, die er im „Reich“ („Die Juden sind schuld“, 16. 11. 1941) veröffentlichte: „Die Juden sehen sich nun allmählich ganz auf sich selbst gestellt und versuchen jetzt, einen neuen Trick anzuwenden. Sie kennen doch den gutmütigen deutschen Michel in uns, der immer gerne bereit ist, für eine sentimentale Träne alles ihm angetane Unrecht zu vergessen: plötzlich hat man den Eindruck, als ob es unter den Berliner Juden

nur noch putzige kleine Babys, die durch ihre kindliche Hilflosigkeit rühren sollen, oder gebrechliche alte Frauen gibt. Die Juden schicken ihre Mitleidsgarde vor. Sie mögen damit einige harmlose Gemüter in momentane Verwirrung bringen, uns nicht. Wir wissen ganz genau, woran wir mit ihnen sind... Jeder deutsche Soldat, der in diesem Kriege fällt, geht auf das Schuldkonto der Juden. Sie haben ihn auf dem Gewissen, und sie müssen deshalb auch dafür bezahlen.“ Es bedarf keiner langen Erörterung: ein Text wie dieser genügt, um deutlich werden zu lassen, daß die Niederlage, das Inferno unvermeidlich waren.

Warum sind Kleppers unter diesen Umständen nicht emigriert wie viele andere? Dies ist eins der zentralen Probleme des Buchs (denn daß Klepper sich aus rassistischen Gründen von seiner Frau Hanni hätte scheiden lassen, wie dergleichen damals häufig geschah, blieb für ihn indiskutabel). Zwar gelang es noch, dem älteren der beiden Kinder die Ausreise nach England zu ermöglichen, aber die zweite Tochter, Renate, genannt Reni, war in einer besonderen Weise an das Elternhaus fixiert. Als man schließlich mit allen Mitteln versuchte, auf dem Umweg über höchste diplomatische Stellen Reni den Weg nach Schweden oder in die Schweiz doch noch zu öffnen, war es zu spät. In den Klepperschen Tagebüchern kann man dies genau verfolgen.

Warum also wanderten Jochen und Hanni Klepper nicht rechtzeitig aus? Warum machten sie sich durch ihr Zögern, ihre Unentschlossenheit mitschuldig am Tod Renis? Klepper hat sich diesen Vorwurf nicht erspart, er ist, wie er bekennt, für seine Tochter zum „Verhängnis“ geworden, weil diese seinetwegen nicht mit Brigitte nach England ging.

Indessen ist das nur *ein* Aspekt der Schuld Kleppers (falls man in diesem Zusammenhang überhaupt von Schuld sprechen kann): Klepper, dem eigene Kinder aus der Verbindung mit Hanni versagt blieben, fühlte sich an Reni gebunden wie an eine natürliche Tochter.

Eine andere, ähnlich intensive Bindung galt dem Vaterland. Man ist geneigt, dieses Wort heute in Anführungszeichen zu setzen, aber für Klepper besaß es eine schicksalhafte Realität.

War er blind, gewahrte er nicht auf Schritt und Tritt die politische Perversion der Verhältnisse, der er selbst mit den Seinen zum Opfer zu fallen drohte?

Dieser Frage ist Rita Thalmann besonders nachgegangen. Über das Ergebnis ihrer sorgfältigen Recherchen kann man abweichender Meinung sein. Ständig stoßen wir auf Begriffe wie Preußentum, Konservatismus, Nationalismus, die mit schlagwortartiger Monotonie wiederkehren und nach Meinung der Autorin den Klepperschen Horizont verstellen haben. Wer die Geschichte des Dritten Reichs kennt, weiß, in welchem Maß diese Begriffe von den Machthabern absorbiert und mißbraucht wurden; er kann sich nicht verhehlen, welche politische Verwirrung man durch sie und mit ihnen anrichtete. Hier gibt es historische Zusammenhänge, die unter Einsichtigen feststehen. Aber ich fürchte, man tut Jochen Klepper unrecht, wenn man ihn *ausschließlich* in dieser Richtung fixiert. Gewiß, seine Blindheit gegenüber dem Nationalsozialismus ist oft erschreckend, und wir stoßen in seinen Aufzeichnungen auf patriotische Passagen (vor allem in der ersten Kriegszeit), die uns unbegreiflich erscheinen. Indessen war Klepper auch hier ein Mensch in seinem Widerspruch, denn er hat gleichzeitig weiter gesehen als andere und als Christ eine untrügliche Witterung für die kommende Katastrophe besessen. Als Hitler die Erschießungen anlässlich des Röhm-Putsches (am 30. Juni 1934) rechtfertigt, stellt Klepper die Frage, „wie das vermessene Abenteuer, zu dem dieses unglückliche Volk kranke Phantasten ermächtigt hat, enden soll“. Zwei Jahre später heißt es: „Denn diese Regierung ist gottlos. Und daran scheiden sich die Geister. Um die Ehre Gottes geht es noch mehr als um die Ehre des Volkes. Und nur von dort her ist Vergebung zu erlangen für den falschen Schluß, den man faßt.“

Solche (und ähnliche) Äußerungen widersprechen den kurzsichtig-nationalistischen, die wir im selben Zusammenhang finden; hier stoßen wir bei Klepper auf eine Bewußtseinspaltung, die unerklärlich bleibt. Der Historiker muß solchen Widerspruch zur Kenntnis nehmen, ohne sich auf die eine oder andere Seite festlegen zu können.

Bei Frau Thalmann erscheint gelegentlich die Überlegung, warum sich Klepper nicht offen zur Resistance bekannt und entsprechend gehandelt hat. Sie versteht nicht, daß es eine irrationale Bindung an die Heimat gibt und daß man sein Leben verwirkt, sobald man diese Bindung zerstört. „Der vorletzte, der Deutschland verläßt, ist Werner Milch, die letzten sind Hanni und ich.“ Thalmann schreibt: „Klepper meint, er würde wie Leonhard Frank, wie Ernst Glaeser, dem man die Rückkehr aus der Emigration gestattet hat, in der Fremde an seiner Sehnsucht nach Deutschland zugrunde gehen. Auch Hanni will keinesfalls das Land verlassen, solange sie noch das Notwendigste habe.“ Warum geht Stefan Zweig freiwillig in den Tod, obwohl er in Brasilien unter beneidenswerten äußeren Umständen lebt? Er ist außerstande, auf seinen Lebensraum (Lebensraum muß nicht nur geographisch, sondern auch geistig, musisch verstanden werden) länger zu verzichten, er erstickt in dieser fremden, zwangsläufig feindlichen Welt, in der er nicht mehr zu atmen vermag. Wie viele Emigranten haben sich getötet, nachdem ihnen bereits die Flucht aus Nazi-Deutschland gelungen war! Man muß den Emigrantenroman Klaus Manns „Der Vulkan“ lesen, um vielleicht eine psychologische Erklärung zu finden. Offenbar ahnte Klepper, daß er unfähig sei, die Wurzel aus dem Boden zu reißen und das „Ausland“ zu bestehen; deshalb *blieb* er – übrigens aus gleichen Gründen wie Reinhold Schneider oder Theodor Haecker – und ging offenen Auges in die Katastrophe. Dies ist ein Entschluß, der sich unserem Urteil entzieht, sondern von uns ohne Kommentar respektiert werden muß.

Auch in anderer Beziehung verlangt die Darstellung nach einer Korrektur, etwa in bezug auf die sogenannte Bekennende Kirche. Es ist die Thalmannsche Auffassung, daß sich in der Bekenntniskirche der einzige und legitime christliche Widerstand gegen die NS-Weltanschauung gezeigt habe – und daß es außerhalb derselben (in diesem Zusammenhang ist *nicht* von der katholischen Kirche die Rede) nur Feigheit, Mitläufertum, politischen Opportunismus gegeben habe. Wie erklärt sich nun Kleppers Abneigung gegen die Bekennt-

niskirche, der wir häufig begegnen? Liegt nicht der Schluß nahe, Klepper habe sich wegen seiner konservativ-preußischen Bindung an den Staat nicht zu jenem radikalen Protest durchringen können, welcher (trotz allen damit verbundenen Risiken) in diesem Fall unumgänglich war?

Aber dieser Schluß ist voreilig. Es gibt, nach Klepper, einen Radikalismus der Opposition, der nicht geistlich, sondern politisch motiviert ist. Die Bekennende Kirche scheint ihm „fasziniert von politischen Parallelen“. Die Christen, die er hier häufig gewahrt, „sind ja alles andere als die ‚Stillen im Lande‘, als die ‚urchristliche Gemeinde‘. Sie wissen ja gar nicht, was unentrinnbar ist, von Gott her notwendiges Leiden ist... Sie richten Mauern auf, und über allem kämpferischen Bekenntnis schweigt die Verkündigung der Botschaft der Liebe.“

Eben dies ist der Grund, warum viele evangelische Christen keine Glieder der Bekenntniskirche wurden, obwohl ihnen sicher nicht die Fähigkeit mangelte, die Geister zu scheiden. Aber sie gewannen kein Verhältnis zum organisierten „Kirchenkampf“, sie widerstanden als einzelne, trugen allein die Verantwortung für ihr Outsidertum. Bedeutet dies, daß sie sich mehr oder minder fatalistisch angepaßt haben?

Das ist die Meinung Thalmanns über Jochen Klepper, wie sie am Schluß des Buchs unumwunden ausgesprochen wird: „Er, der mehr und besser als viele andere über den Ernst der Lage unterrichtet war, hat sich dennoch ins Schweigen und Dulden geschickt. Er hat sich immer wieder ‚angepaßt‘, bis kein Anpassen mehr möglich war.“ Ich bezweifle, ob man mit diesem Begriff der Anpassung der Klepperschen Haltung gerecht wird. Aber Thalmann tut noch einen Schritt darüber hinaus: sie spricht geradezu von „Sünde“ – und der Rezensent gesteht, daß er hier nicht mehr zu folgen vermag. Der fragliche Satz lautet: „Sünde war und ist eine Lehre, die durch blindes Vertrauen auf Gottes Fügung und Führung den Menschen in resignierte Duldsamkeit drängt, ihm den Weg zur verantwortungsvollen Tat versperrt.“ Hier wird ein Urteil über den Menschen und Christen Klep-

per gefällt, das uns in dieser Form nicht zusteht. Die Autorin widerruft jene Gerechtigkeit, die sie Jochen Klepper ihre gesamte Darstellung hindurch (abgesehen von gelegentlichen Schwankungen, die wir vermerkten) zuteil werden ließ. Ich würde es daher begrüßt haben, wenn der – im Copyright namentlich vermerkte – Lektor die letzten drei

ßig Zeilen des Buchs gestrichen hätte – eine Streichung, die sowohl im Interesse Frau Thalmanns wie des verehrungswürdigen Jochen Klepper lag. *Hans Jürgen Baden*

<sup>1</sup> Rita Thalmann, Jochen Klepper. Ein Leben zwischen Idyllen und Katastrophen. München: Kaiser 1977. 403 S., Abb. Lw. 34,80.

## Der Jesuitenorden in der Sicht deutscher Dichter

Seit ihrer Gründung im Jahr 1540 hat sich die Gesellschaft Jesu als spannendes literarisches Thema für viele europäische Schriftsteller erwiesen. Im deutschsprachigen Raum sind Tausende von Gedichten, Flugblättern, Romanen und Schauspielen über den Orden und einzelne Jesuiten erschienen. Die meisten dieser Werke wurden von mittelmäßigen Schriftstellern und Dichtern geschrieben, die Vorurteile gegen den Jesuitenorden hatten. Jedoch haben sich auch einige der großen deutschen Dichter mit den Jesuiten befaßt, teils bewundernd, teils satirisch-kritisch, wie es sich exemplarisch bei Goethe, Novalis und Heine zeigen läßt.

Was Goethe über den Jesuitenorden äußerte, enthält nichts von den Verunglimpfungen, die man in den Werken der meisten seiner zeitgenössischen protestantischen Schriftsteller findet, die über die Jesuiten schrieben. In *Straßburger Zustände* zeigt Goethe eine sehr positive Einstellung gegenüber dem Orden. Er erwähnt, daß während seiner Studienzeit in Straßburg (1770–1771) die protestantischen Bürger äußerst glücklich und erleichtert waren, daß die Jesuiten aus der Stadt vertrieben wurden. Er fügt allerdings nachdenklich hinzu: „Wie froh sind die Menschen, wenn sie einen Widersacher, ja nur einen Hüter los sind, und die Herde bedenkt nicht, daß da, wo der Rüde fehlt, sie den Wölfen ausgesetzt ist“ (Hamburger Ausgabe, Bd. 9, 377).

In seiner *„Italienischen Reise“* berichtet Goethe, daß er sich am 3. September 1786 kurz in Regensburg aufhielt. Sofort nach seiner Ankunft wollte er unbedingt zur Jesuitenschule gehen, wo die Jesuitenzöglinge eines der Schauspiele vorführten, für das der Orden

damals berühmt war. Offensichtlich sehr beeindruckt von dieser Aufführung, lobt Goethe die Fähigkeit der Jesuiten, solche Theaterstücke zu organisieren: „Auch diese öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten aufs neue überzeugt. Sie verschmähten nichts, was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln.“

Er rühmt die umfangreichen Verdienste der Jesuiten in den Schönen Künsten. Den Orden nennt er „die große geistliche Gesellschaft“, die Mitglieder „einsichtige Männer“. Ihre organisatorische Begabung und die konkreten Ergebnisse ihres missionarischen Eifers bezauberten den berühmten protestantischen Gast im Jesuitenkolleg: „Der Jesuiten Tun und Wesen hält meine Betrachtungen fest, Kirchen, Türme, Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen Ehrfurcht einflößt.“

Der Prunk und die Originalität des Gottesdienstes in der Jesuitenkirche fesselten Goethes Aufmerksamkeit, und er konnte seine Bewunderung kaum verheimlichen. Keine Spur von der Feindseligkeit und den Vorurteilen gegenüber der katholischen Kirche, wie z. B. in Schillers „Geistersehern“, sondern nur Anerkennung für die äußere Form des katholischen Gottesdienstes und für die Bemühungen der Jesuiten, sie durch die Kunst des Barock zu modernisieren: „Es ist überhaupt der Genius des katholischen äußeren Gottesdienstes, noch nie habe ich es aber mit so viel Verstand, Geschick und Konsequenz ausgeführt gesehen als bei den Jesuiten. Alles trifft darin überein, daß sie nicht wie andere Ordensgeistliche eine alte abgestumpfte Andacht fortsetzen, son-